
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 189. Bromberg, den 4. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von **Carl Schüler.**

(17. Fortsetzung.

Dorival schlug halb ärgerlich, halb belustigt, mit der Faust auf den Tisch. Jetzt also wurde ihm die Aufklärung über jenes Gerücht, das sich seinerzeit so hartnäckig im Regiment behauptete, er hätte wegen der Erbschaft seinen Abschied nehmen müssen.

„Donnerwetter!" rief er. „Jetzt weiß ich endlich, wieso ein Kamerad damals im Kasino dazu kam, mir den Gedanken unterzuschieben, ich hätte wegen des englischen Geldes meinen Leutnantsrock an den Nagel gehängt. Ich habe damals einen scharfen Auftritt mit dem Üchtritz gehabt. Diese Geschichte verdanke ich also auch Ihnen?"

„Ich bedaure lebhaft, Herr von Armbrüster, daß ich Ihnen Unannehmlichkeiten verursacht habe. Es ist nicht ganz leicht, immer das Richtige zu treffen, wenn man die Rolle eines anderen spielt."

„Ich habe damals dem Kameraden eine energische Abfuhr zuteil werden lassen und ihm gesagt, daß ich die Erbschaft ausgeschlagen haben würde, wenn an ihre Annahme mein Onkel eine Bedingung geknüpft hätte, die sich auf meine Stellung als deutscher Offizier bezogen hätte. Und dann habe ich den Leuten gesagt, daß ich beim Regiment sein werde, wenn ein Krieg ausbrechen sollte, einerlei, gegen wen."

Eine kleine Pause trat ein. Emil Schnepfe zündete sich etwas umständlich eine neue Zigarre an. Dann sagte er, ernster als bisher:

„Geschäftlich wären wir im Reinen, Herr von Armbrüster. Nun hatte ich Ihnen aber vorhin gesagt, daß ich aus einem ganz besonderen Grund ein Interesse daran hätte, Ihren Namen zu schonen. Sind Sie nicht neugierig, diesen Grund kennen zu lernen?"

Dorival blickte betroffen auf.

„Ich wollte Sie schon fragen —"

„Zunächst noch eine andere Frage: Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß die Ähnlichkeit zwischen uns einen recht naheliegenden Grund haben könnte? Daß sie nicht ein kleiner Scherz der Natur sondern die Folge des Gesetzes von der Vererbung ist?"

Dorival sprang auf.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ihr Vater, der Freiherr Elgar Friedrich Karl von Armbrüster ist auch mein Vater!" sagte Emil Schnepfe. „Setzt Sie das so sehr in Erstaunen?"

„Allerdings!" stotterte Dorival. „Ich habe bisher an diese Lösung des Rätsels nicht gedacht. Aber Sie werden eine Frage begreiflich finden, Herr Schnepfe. Haben Sie für Ihre Behauptung Beweise?"

„Die habe ich. Aber ehe ich Ihnen dies zeige, gestatten Sie mir, Ihnen eine kleine Erklärung abzugeben. Weder meine verstorbene Mutter noch ich haben jemals versucht, einen Vorteil für uns aus dem Umstand zu ziehen, daß die Verwandten meines Vaters vermögende Leute sind. Meine Mutter hat mich erzogen, so gut sie konnte, und wenn sich auch über die Methode ihrer Erziehung streiten läßt, so hat sie doch an einem festgehalten: Sie hat mich, der ich sonst nur wenig auf dieser Welt achte, die Achtung vor dem Namen meines Vaters gelehrt. Ich habe von meinem Vater nicht nur einige Äußerlichkeiten, sondern leider auch gewisse Neigungen geerbt, und so ist es nur, da ich kein echter Aristokrat sein konnte, jener Pseudo-Aristokrat geworden, der sich die Mittel zu seiner Scheinexistenz ohne Bedenken da nahm, wo sie sich ihm boten. Aber das soll nun anders werden."

Er lächelte.

Wie Schuppen fiel es Dorival von den Augen; so einfach, so natürlich war diese Erklärung der rätselhaften Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Gegenüber —

„Es bedarf keiner weiteren Beweise," sagte er. „Ich glaube Ihnen. Ich weiß, daß meine Mutter in vielen Dingen andere Anschauungen hatte, als mein Vater. Daraus ergaben sich Verstimmungen, die sich nach und nach vertieften und beide Teile unglücklich machten. Sie wissen wohl, daß mein Vater, unser Vater, mit eigener Hand seinem Leben ein Ziel setzte. Er hat sich erschossen."

Emil Schnepfe hatte ein Päckchen Briefe hervorgeholt. Es waren alte, vergilbte Briefe, zusammengehalten von einem verblaßten, rosafarbenen Bändchen.

„Das weiß ich!" sagte Emil Schnepfe. „Einer dieser Briefe ist nur wenige Stunden vor seinem Tode geschrieben worden. Ich war damals acht Jahre alt. Meine Mutter reiste mit mir an einem kalten Wintertag zur Beerdigung. Von weitem haben wir gesehen, wie der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Damals habe ich Sie zum erstenmal gesehen."

Er erhob sich.

„Meine Mutter," sagte Dorival, „hat nach dem Tode meines Vaters in einer Aufwallung von Verbitterung alles verbrannt, was an ihn erinnerte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Briefe für einige Tage überlassen würden. Es soll keine Nachprüfung Ihrer Angaben sein. Ich möchte nur einmal einige Stunden meinem Vater widmen, und ich glaube, daß diese mich ihm näher bringen, als die Erzählungen meiner englischen Verwandten. Wollen Sie?"

Einen Augenblick zögerte Emil Schnepfe.

„Sie haben ein Recht darauf," sagte er dann. „Heben Sie die Briefe auf; sie sind bei Ihnen besser aufgehoben als bei mir. Die Polizei ist oft so — so zudringlich neugierig!"

„Sie können die Briefe morgen wieder haben."

„Morgen bin ich schon weit von hier," lächelte der andere. „Behalten Sie die Briefe. Sie sollen eine Sühne sein für die Unannehmlichkeiten, die Sie durch mich hatten und — vielleicht noch haben werden. Leben Sie wohl!"

„Erinnern Sie sich an mich, wenn Sie Hilfe brauchen! Wenn Sie —"

„Danke! Herr Baron, ich habe die Ehre!"

Eine förmliche Verbeugung und — er klappte die Tür hinter sich zu.

Als Dorival eine Stunde später ausgehen wollte, vermißte er seine polizeiliche Legitimationskarte. Sie war nirgends zu finden.

13.

Im Garten des Konsuls Rosenberg neben dem Tennisplatz versteckt hinter einer Hecke von gelbblühenden Berberitzen war eine Schaukel.

In der Schaukel saß Ruth Rosenberg.

Ihr Bruder Otto, dem das Hamburger Exporthaus, in dem er sein kaufmännisches Einjähriges abdiente, einige Tage Urlaub bewilligt hatte, saß rittlings auf einem Stuhl neben der Schaukel und versuchte krampfhaft, seiner Schwester

die neuesten Hamburger Räubergeschichten zu erzählen. Aber er hatte kein rechtes Glück damit. Ruth sagte gelegentlich einmal einsilbig ja, ließ sich auch zu einem kurzen Nein herbei, lachte dann und wann ohne besondere Herzhaftigkeit, und schien sich im übrigen weit mehr für die dunklen Kiefern zu interessieren, deren Stämme im Nachmittagssonnenschein rot leuchteten.

„Du bist scheußlich langweilig!" erklärte schließlich der beleidigte Bruder.

„Findest du?"

„Ich finde sehr! Was ist denn eigentlich los mit dir?"

„Nichts."

„Dumme Gans!" erklärte Bruder Otto mit jener brutalen Offenheit, die die meisten Brüder im Verkehr mit ihren Schwestern haben.

„Du solltest dir diese kräftigen Ausdrücke abgewöhnen!" bemerkte Ruth gemütlich.

„Bist du wieder mal verliebt?"

„Erstens bin ich überhaupt nie verliebt, zweitens bin ich gegenwärtig bestimmt nicht verliebt, und drittens geht dich das gar nichts an!"

Diese geharnischte Erklärung, die in ihren ersten beiden Teilen glatt erlogen war wie die meisten Dementis, tat Ruth sehr wohl und sie schaukelte vergnügt. Jetzt glaubt sie selbst daran, daß sie nicht verliebt war! Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sich viele Leute am besten selber etwas vorschwindeln können, wenn sie den Schwindel recht laut und deutlich sprechen! Wie schön doch die Kiefern waren . . .

Auf einmal wurde Ruths Gesicht starr.

Sie konnte von der Schaukel aus in das Terrassenzimmer hineinsehen, dessen breite Fenster weit geöffnet waren.

„Otto!" sagte sie.

„Na?"

„Es ist Besuch gekommen."

„Meinetwegen", brummte der Bruder. „Ich fühle mich hier sehr wohl!"

„Du, Otto!"

„Was denn?"

„Sei doch mal nett —"

„Ich bin immer nett, und sag mal — was machst du denn für ein Gesicht? Du siehst aus, als hättest du eine Spinne verspeist. Du siehst aus wie der bekannte Bauer, dem die ganze Bescherung verhagelt worden ist. Hm — du hast bei Tisch auch reichlich viel Erdbeeren gegessen! Bauchweh?"

„Mach' doch keine Witze!" bat Ruth ganz sanft. „Sondern sei einmal ausnahmsweise nett und liebenswürdig, geh' hinein und erkundige dich, was das für ein Besuch ist. Ich — ich habe nämlich Kopfschmerzen und — möchte mich furchtbar gern drücken, wenn es irgendwie geht."

Bruder Otto stand faul auf.

„Na, meinetwegen", sagte er. „Weil du's bist."

Kaum war er gegangen, als Ruth mit einem gewaltigen Satz, der auf den ziemlich engen Rock auch nicht die geringste Rücksicht nahm, von der Schaukel sprang, zur Berberitzenhecke eilte und mit weit aufgerissenen Augen nach dem Terrassenzimmer hinüberspähte.

Das war doch empörend!

Das war doch eine Beleidigung sondergleichen! Das zeigte so recht, daß sie sich diesen törichten Traum aus dem Herzen reißen mußte — und wenn es noch so weh tat!

Sie lachte bitter auf.

Die Ritterlichkeit war nur Mittel zum Zweck gewesen.

Die bescheidene Selbstverleugnung war weiter nichts als der wohlberechnete Einsatz für ein größeres und an Erträgnissen reicheres Spiel. Sie hätte sich würgen mögen vor Ekel. Da stand er, ihr Ritter. Da stand Herr Emil Schnepfe im Empfangszimmer ihres elterlichen Hauses! Das war wohl die erste Vorbereitung zu einer neuen Auflage seiner beliebten Spezialität: dem Heiratsschwindel! Da stand er, wie er leibte und lebte! Ein Irrtum war nicht möglich. So lachte er, so sprach er, so verbeugte er sich . . .

„Aber ich werde Ihnen die Suppe versalzen, Herr Emil Schnepfe!" keuchte Ruth. „Für mich sind Sie Luft!"

Sie überlegte blitzschnell.

„Mich bekommen Sie nicht zu sehen, mein bester Herr Schnepfe! Und da Sie nicht dumm sind, so werden Sie wohl merken, daß Ihr neuestes Projekt schon in zartesten Anfängen mißglückt ist. Sollten Sie das aber nicht merken, mein lieber und unternehmungslustiger Herr Schnepfe, so werde ich das tun, was ein vernünftiges Mädel unter solchen Umständen tut, und meinem Vater die ganze Geschichte erzählen! Wozu hat man denn schließlich einen Vater?"

Auf einmal schrak sie von neuem zusammen.

Was war denn das?

Neben diesem — diesem Emil Schnepfe stand jetzt der Rittmeister von Umbach und dieser Rittmeister benahm sich, als sei ihm Herr Emil Schnepfe Freund und Bruder und gottweiß was sonst noch. Er klopfte ihm auf die Schulter — er schob den Arm unter den seinen — er erzählte offenbar ihrer Mutter etwas über diesen Schnepfe — Nein, dieser Umbach war ja ein furchtbar guter Mensch, aber doch entsetzlich dumm! Da hatte er, der Mann, der Offizier, sich nun von diesem Spitzbuben hineinlegen lassen! Was mochte der ihm wohl alles vorgeschwindelt haben!

Wo er ihn wohl kennen gelernt hatte?

Und Ruth starrte und starrte und hämmerte ihre arme, kleine Seele zusammen zu härtestem Stahl.

Unerbittlich wollte sie sein!

Brutal!

Da kam Bruder Otto.

„Die alte Dame sagt, du sollst mal reinkommen," berichtete er. „Umbach ist da. In den bist du übrigens ja auch verliebt. Und er hat einen Freund mitgebracht. Interessanter Mensch. War früher deutscher Offizier, hat aber seinen Abschied genommen, weil er eine große Erbschaft gemacht hat und nun den vielen Mammon verwalten muß. Minen in Brasilien —"

„Was?"

„Na, Bergwerke in Brasilien — weißt du nicht, was eine Mine ist, Schaf? Kolossale Bergwerke. Ist aber wirklich auch ein sehr netter Mensch. Umbach hat eben erzählt, oder er selber hat erzählt, daß er erst vor kurzem aus Brasilien zurückgekommen ist —"

„Aha!" sagte Ruth.

„Wie meinst du?"

„Ach nichts."

„Na, dann unterbrich mich doch nicht immer. Das ist ja ekelhaft. Er ist also eben erst aus Brasilien zurückgekommen und ist ein sehr netter Mensch. und nun komm gefälligst mal rein!"

„Wie heißt der Herr?" fragte Ruth.

„Armbrüster."

„Wie?"

„Armbrüster. Vornamen habe ich nicht verstanden. Jedenfalls ist er Freiherr. Freiherr von Armbrüster. Frag' doch nicht so gräßlich viel. Jetzt komm' rein!"

„Das ist mir ganz unmöglich", erklärte Ruth hoheitsvoll. „Ich habe rasende Kopfschmerzen und bin gänzlich außerstande, mich mit fremden Menschen zu unterhalten. Bitte, sei doch so freundlich, lieber Otto, und entschuldige mich bei der Mama. Es ist mir wirklich ganz unmöglich!"

„Rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist!" schrie der Bruder. „Mit mir kannst du so etwas nicht machen, verrückte Schraube! Hast nun wirklich Kopfschmerzen?"

„Sonst würd' ich's nicht sagen, dummer Junge!"

„Ja also — das kann man wenigstens verstehen. Ich werde also melden, daß du Kopfschmerzen hast. Persönlich glaube ich allerdings — es sind die Erdbeeren! Na, ich geh' wieder rein."

„Du, Otto!"

„Ja?"

„Und dann bitte Herrn von Umbach, er möchte doch mal zu mir herauskommen."

„Für den hast du keine Kopfschmerzen?"

„Nein!" brüllte Ruth und stampfte mit dem Fuß auf.

Worauf Bruder Otto flüchtete, denn er kannte seine Schwester.

Ruth aber stand sehr nahe vor einem Tränenerguß.

Solch eine Frechheit!

Und wenn er ihr auch zehnmal einen großen, einen sehr großen Dienst erwiesen hatte, dann durfte er sich doch nicht in das Haus ihres Vaters einschleichen; nein, das durfte er nicht! Und wenn ihm etwas an ihr lag, dann mußte er arbeiten, mit Riesenkraft und eiserner Beharrlichkeit arbeiten, bis er die Vergangenheit gesühnt, bis er sich ein neues Leben errungen hatte und es dann wagen durfte, sie heimzuführen, und wenn sie auch beide darüber weiße Haare bekommen sollten und wenn es zwanzig Jahre dauerte —

Ruth fand diesen Gedanken so schön, daß sie beinahe geheult hätte vor Rührung!

— aber das durfte er nicht!

Da kam Umbach.

„Grüß Gott, liebes Fräulein Ruth", begrüßte er sie. „Kommen Sie denn nicht zu uns?"

„Nein — ich habe Kopfschmerzen."

„Ach, wie schade! Ich habe mir erlaubt, einen Freund in Ihrem Hause einzuführen, und ich möchte gern, daß Sie ihn kennen lernen."

„So?"

„Ja. Er ist ein interessanter Mensch, aus bester Familie."

„Wie heißt er denn?"

„Dorival von Armbrüster. Er war längere Zeit in Brasilien —"

„Ja, das hat mir Otto schon erzählt."

„Hören Sie mal, liebes Fräulein Ruth, ich finde, daß Sie heute gar nicht nett sind!"

„Man kann nicht immer nett sein."

„O doch, man könnte!"

„Weshalb haben Sie diesen Freund mitgebracht?"

„Weil ich ihn in Ihrer Familie einführen wollte."

„So? Lieber Herr von Umbach, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen eine Bitte ausspreche. Und wenn ich Ihnen für diese Bitte nicht die geringsten Gründe angebe. Ihr Freund gefällt mir nicht. Ich will ihn nicht sehen. Sie können ihm meinetwegen das sogar sagen. Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie keinen Versuch mehr machen, ihn in unser Haus zu bringen."

„Donnerwetter!" sagte Umbach.

„Es ist eine ernste Sache für mich", fuhr Ruth fort, „und ich verlasse mich auf Ihre Freundschaft, lieber Umbach. Sie sind doch mein Freund, nicht wahr? Und unter Freunden kann man doch eine Bitte aussprechen, ohne eine wenig lange Geschichte zur Begründung erzählen zu müssen. Also — ich verlasse mich auf Sie, Herr von Umbach!"

Und weg war sie.

Umbach sah nur, daß sie schnurstracks auf das kleine Kiefernwäldchen im Park zulief. Er starrte ihr entgeistert nach. Sein ehrliches Gemüt versuchte vergebens zu ergründen, was das sonderbare Mädel wohl hatte, und welch' eigentümlicher Laune er diesen bösen Hereinfall zu verdanken hatte. Das war ja niedlich! Und wenn er nur wenigstens wüßte, wie er Dorival diese Geschichte beibringen sollte!

„Nee — Frauenzimmer sind doch 'ne komische Gesellschaft!" orakelte er — „ich bleibe ledig!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Siegerin.

Von Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Viktoria Gallehn hatte lange überlegt, ob sie Valerian von Gieser zur Hirschjagd nach Schloß Raidt oder zur Weinlese nach Gutenstein einladen sollte. Dann aber hatte sie ihn kurzentschlossen nach ihrem kleinen Weingut gebeten, denn es war altväterisch schlicht und räumlich beschränkt und ließ es daher begreiflich erschienen, daß sie nur einen engumgrenzten, vertrauten Kreis um sich sammelte.

Auch war hier in Gutenstein, das ihr verstorbener Gatte lediglich des edlen Tropfens wegen erstand, der da auf dem Rebhügel hinter dem Herrenhaus wuchs, weniger als sonst irgendwo vom Gallehnschen Reichtum zu verspüren. Und gerade das hatte sie beabsichtigt: einfach und unbefangen ihm entgegenzutreten, als ob sie nichts zu verschenken habe außer ihrem Herzen. Denn so, wie sie einst als Zwanzigjährige durch Peter Gallehn nur reich, sehr reich hatte werden wollen, wollte sie jetzt an der Schwelle der Vierzig durch Valerian von Gieser nur glücklich, sehr glücklich werden ....

Viktoria ließ, während die Gedanken hinter ihrer Stirn kamen und gingen, das weißseidene Morgengewand von den Schultern gleiten, stützte die Arme auf die Kirschholzplatte ihres Ankleidetischchens und besah sich im Eirund des Spiegels, der altmodisch und schmucklos wie alles in Gutenstein und nicht weit entfernt vom Erblinden war.

Ihr stolzgeformtes, eigenwilliges Gesicht sah ihr daraus entgegen. Unbarmherzig, als ob es einer Fremden gehöre, prüfte sie es.

Ein paar kleine Fältchen um Augen und Mund — die waren nicht schlimm; und daß sie jeden Morgen ein paar weiße Haare sich auszog — wer wußte das?

... Sie war dennoch schön in ihrer reichen Fülle, im Glanz ihrer grauen Augen unter dem schwarzbraunen Scheitel ...

Ob auch er das fand? — Sie war sich darüber keineswegs klar, denn im Gegensatz zu manch anderem, der sich augenfällig um Peter Gallehns Witwe bewarb, hielt Herr von Gieser sich beinahe scheu zurück, und es war nicht einfach gewesen, ihn in ihren Kreis zu ziehen.

Er stammte aus alter Familie, war durch die Not der Zeit verarmt und bekleidete als Doktor der Rechte irgendein bescheiden bezahltes Staatsamt.

Mehr wußte Viktoria nicht und begehrte auch nicht, es zu wissen. Es genügte, daß sie ihn, gerade ihn, liebte und, gewohnt, ihren Willen siegen zu sehen, bedacht den Weg ebnete, der ihn zu ihr führen sollte.

*

Ein wenig später ging sie über die schmalgewundene Holztreppe hinunter ins Erdgeschoß, hielt, auf das erwartungsfrohe Klopfen ihres Herzens lauschend, vor der Eßzimmertür den Schritt an und trat, mit einem hellen „Guten Morgen" auf den Lippen, über die Schwelle.

Rund um den großen Eichentisch saßen sie schon beim Frühstück: Fräulein Wolff, Viktorias alte Gesellschafterin und Hausdame, ihre junge Nichte Edith und er: Valerian von Gieser.

Die Morgensonne blitzte auf den zinnernen Tellern und Krügen der dunklen Bordbretter und auf Ediths goldblondem Haar.

Es duftete nach starkem Kaffee und frischgebackenem Kuchen.

Viktoria setzte sich und ließ es lächelnd geschehen, daß das junge Mädchen sie mit flinken Händen bediente.

Der Aufenthalt in Gutenstein tat ihr, dem blassen, in knappen Verhältnissen aufgewachsenen Stadtkind, gut. Frisch und rosig war sie hier schon geworden. Und hübsch, wirklich hübsch . . .

Viktorias Augen folgten ihren leichten Bewegungen.

Wie anders ihres Bruders Kind doch war, als sie selbst einst gewesen! Hinter dieser blondumlockten Stirn wohnten keine ehrgeizigen Gedanken; diese lachenden blauen Augen sahen kein kühl errechnetes Ziel; dieses Mädchen war nichts als jung und froh und blühte, wie Blumen im Sommerwind . . .

Viktoria nahm ihr die Zuckerbüchse aus der Hand und reichte sie Herrn von Gieser hinüber.

„Sie werden doch Ihren Kaffee nicht bitter trinken?"

„Oh, gnädige Frau", wehrte er dankend ab, „sorgen Sie nicht um einen, dem Ihre Gastfreundschaft so viel Gutes und Schönes schenkt, daß eine Tasse ungesüßten Kaffees dagegen nicht ins Gewicht fallen könnte."

Viktoria sah ihm einen Atemzug lang gerade in die Augen. Die waren ernst und trugen doch einen Schimmer von Freude, der sein kluges, klares Gesicht erhellte und ihn ihr liebenswerter und anziehender noch als sonst erscheinen ließ.

„Es wird hier noch viel schöner werden", sagte sie und zu dem weißhaarigen, still dem Frühstück hingegebenen Fräulein Wolff gewandt: "Der Winzer meint, daß wir in einer Woche mit der Lese beginnen können, wenn das warme, sonnige Wetter anhält."

*

Und es hielt an. Rot und immer röter färbte sich das Weinlaub; reif und köstlich wurde die Frucht.

Was zwei Beine hatte, schleppte die Trauben in Butten herbei und schüttete sie in den großen flachen Pressebottich.

Frischgewaschene Winzerfüße zertraten die Beeren, daß der Saft hoch aufspritzte. Dann senkte sich vom ächzenden Pressebaum der Stein nieder, groß, rund und schwer wie der einer Mühle.

Braungelb floß der Most.

Als die letzte Traube verkeltert war, gab es am Abend ein Leutefest. Lampions glühten rot, grün und gelb. Wein duftete aus hohen Steinkrügen; auf offenem Feuer brieten Kastanien, und Kuchen konnte jeder essen, soviel der Magen vertrug.

Und dann spielte einer zum Tanz auf. Kräftige Burschenarme drehten dralle Mägde auf der Wiese hinter dem Herrenhause im Kreise.

Ein wenig abseits, unter den Zweigen eines alten Apfelbaumes, war der Tisch für die Herrschaft gedeckt. Eine Lampe brannte hinter gelben Schleiern.

Viktoria Gallehn sah in diesem schmeichelnden Licht wundersam jung aus. Ihre Augen strahlten, während sie den dunklen Kopf im Takt der Musik wiegte.

„Warum sollen wir Zaungäste unseres eigenen Festes sein?" sagte sie mit einemmal und auf Valerian von Gieser zutretend: „Tanzen wir!"

Er erhob und verbeugte sich. Und wie er nun, um einen halben Kopf sie überragend, schlank und stattlich vor ihr stand, überkam es sie wie leise beseligender Rausch.

Reich . . . reich sein . . . glücklich sein! . . . Was konnte sie noch mehr verlangen! Und als sein Arm sich zart und leicht um sie legte, war ihr, als ob eine Woge sie faßte und himmelwärts hob den Sternen zu, die da oben tausendfältig funkelten . . .

Allzubald schwieg die Musik; abzubald fand sich Viktoria vor dem mildbeleuchteten Tisch bei den anderen.

Als die Ziehharmonika von neuem lockte, bat Valerian von Gieser Edith zum Tanz.

Viktoria sah ihnen nach, wie sie im Gedränge der Winzerleute verschwanden. Sie gönnte dem jungen Mädchen die Freude des Augenblicks.

Doch allgemach schien sie ihr ein wenig zu lange zu währen.

Wo steckten die beiden nur? . . . Warum kamen sie nicht wieder? . . .

Unbehagen überfiel sie, das zu brennender Unruhe wuchs. Und ohne Fräulein Wolff zu wecken, die über dem jungen Wein eingenickt war, mischte sie sich unter die Winzer und spähte.

Nirgends eine Spur von denen, die sie suchte. Sie ging auf leisen Sohlen ins Haus. Auch hier waren sie nicht . . .

Ratlos trat Viktoria endlich wieder in die sternenflimmernde Nacht hinaus. Vor dem Hause dufteten die letzten Reseden in ihren Beeten; tiefschwarz standen die Umrisse einer Laube gegen den Himmel.

Rührte sich dort nicht etwas? . . . Flüsterte nicht jemand? . . .

Mit ein paar leisen Schritten schlich sie näher.

„Ich liebe dich", hörte sie da seine Stimme sagen. „Ich liebe dich, meine süße, kleine Edith!"

*

Der Morgen dämmerte schon fahl und grau, ehe Viktoria Gallehn ein Auge geschlossen.

Oh, diese Qual, nicht schlafen zu können; ruhelos immer das Eine zu denken: Valerian und Edith . . .

Sie richtete sich im Bette auf und fuhr mit beiden Händen verzweifelt durch ihr dunkles Haar: Nie, nie würde sie den beiden helfen, ihr Glück zu bauen! Nie . . .

Mochten sie einander entsagen oder ihre Liebe in der Alltagsnot einer dürftigen Ehe verkümmern sehen. Mochten sie bitten, betteln und ihr zürnen.

Wie aber — wenn sie ahnten? Wenn sie Mitleid für sie empfanden, Mitleid, Geringschätzung und Spott . . . und ihr deshalb aus dem Wege gingen, ihr, der guten Tante Viktoria, die selbst geglaubt und gehofft . . .

Barmherziger Gott — alles, nur das nicht!

Sie stand auf, wusch das müde Gesicht mit belebender Essenz, trug Puder auf und ein wenig Rouge, zog sich aufs sorgfältigste an — grübelte und bedachte — beschloß und verwarf — und ging, als endlich Zeit war, hinunter ins Eßzimmer.

Ihre Füße trugen sie schwer und widerwillig; ihr Herz klopfte in matten und doch wilden Schlägen. Wie damals, hielt sie an der Tür an, ehe sie über die Schwelle trat.

Die Stühle um den runden Tisch waren heute noch leer, obgleich es nach Kaffee und Kuchen duftete. Am Fenster aber standen, vom Morgensonnenschein umflutet, Valerian und Edith. Sie fuhren auseinander; Edith gab vor, etwas holen zu müssen, und verschwand.

Und nun stand Viktoria Gallehn ihm allein gegenüber. Nun galt es stark zu bleiben und stolz zu sein . . .

Sie begrüßte ihn; sah, wie seine Augen an der Tür hingen, durch die Ediths helle Gestalt eben gehuscht war, und hörte, wie er sie fragte, warum sie sich am Abend vorher so früh und unbemerkt zurückgezogen habe.

Warum — du lieber Gott — warum? . . . Es war schwer, den Schein der Gelassenheit zu wahren. Doch sie sagte, so gleichgültig, daß es überzeugend echt klang:

„Wenn man den Wein so oft wie ich hat reifen sehen . . ."

Er unterbrach sie: „Ich kenne nichts Schöneres . . ."

Da rang sie sich tapfer ein Lächeln ab:

„Herr von Gieser, ich glaube, für Sie reifte hier auch noch etwas anderes als der Wein . . . etwas, zu dessen Verwirklichung . . . ich . . . helfen . . . will."

Nun war's gesagt. Und als er überrascht und dankerfüllt ihre Hände an seine Lippen zog, waren es die einer Siegerin, die er küßte.

Wie gewinnt man Diamanten?

Diamanten findet man in Südafrika in sogenannten Kaminen. Diese Kamine sind senkrecht in die Erde hineingehende Löcher, die ungefähr eine Ausdehnung von dreihundert Meter besitzen. Nach der Tiefe zu verengen sie sich und bilden schließlich eine trichterförmige Gestalt. Erfüllt sind diese Löcher mit der bekannten blauen Erde, in der sich die Diamanten eingelagert finden. Sie setzen sich manchmal bis über 1000 Meter hinein fort. Man hat in diesen Kaminen längst erloschene Krater von Vulkanen vor sich. Wenn man nun die Diamanten aus der blauen Erde dieser alten Vulkanröhren gewinnen will, so bohrt man in ungefähr dreitausend Meter Entfernung in einen Steinboden einen senkrechten Schacht. Hat man diesen gegen 200 Meter tief gegraben, dann legt man von da aus einen Verbindungsgang zum Kamin an. Nun beginnt man die blaue Erde nach oben zu fördern und in 12 bis 15 Jahren ist man dann soweit, daß man die Erdmasse bis zu dieser Tiefe gewonnen hat. Nun geht man daran, den Seitenschacht um weitere zweihundert Meter zu vertiefen, um auch den unteren Teil der blauen Erde in dem alten Krater zu verschließen. Die gewonnene blaue Erde befördert man mit Hilfe von Feldbahnen auf ein Stück Land, wo man sie in 35 bis 45 Zentimeter Dicke ausschüttet. Hier läßt man die Erde neun bis zwölf Monate den Witterungseinflüssen ausgesetzt bleiben. Ab und zu ist ein Dampfpflug tätig, um die aufgeschüttete Erdschicht zu wenden. Da die Diamantfelder Südafrikas in einem regenarmen Gebiet liegen, so muß man die aufgeschütteten Erdmassen von Zeit zu Zeit anfeuchten. Nachdem man sie auf diese Weise mürbe gemacht hat, befördert man die Masse nach den Waschmaschinen. Sie bestehen aus Pfannen mit in der Regel zwei Meter Durchmesser. In der Mitte befindet sich ein horizontal sich bewegendes Rad mit Speichen, die aus dreikantigen Messern bestehen. Man erhält auf diese Weise einen dünnflüssigen Brei, der bis zu 99 Prozent weggeschwemmt werden kann. Nur 1 Prozent der Masse, die auch die Diamanten enthält, kommt in den Pulsatorapparat. Hier scheidet man noch einen Teil der Masse aus und erhält auf diese Weise eine Rohmasse, die reich ist an Edelsteinen. Diese Restmasse bringt man durch Transportbänder auf eine schiefe Ebene, die dick mit Fett beschmiert ist. Nun besitzen die Diamanten die Eigenschaft, an diesem Fett kleben zu bleiben und diese werden dann mit Hilfe von heißem Wasser vom Fett und anderen Unreinigkeiten befreit. Nun tritt die Sortierung der Diamanten ein, die von Fachleuten mit der Hand ausgeführt wird. Es ist interessant zu hören, welche Menge blaue Erde verarbeitet werden muß. Aus 150 000 Tonnen, das sind 300 Züge mit je 50 Wagen, gewinnt man dreißig Liter Endmaterial, welches Diamanten enthält. Nicht alle auf diese Weise gewonnenen rohen Diamanten lassen sich zu Schmuckzwecken verwenden. Ein Teil der gewonnenen Diamanten zeigt Flecke und andere Unreinheiten, die man zwar durch Schleifen wegbringen könnte, aber es würde dann ein großer Teil des Steines geopfert werden müssen. Deshalb gewinnt man solche unreinen Steine zur Verwendung in der Technik. Sie dienen als Stahlersatz beim Bohren und Schleifen von harten Stoffen. Wenn man feine Metalldrähte für Glühlampen ausziehen will, dann geschieht es mit Hilfe von solchen unreinen Diamanten, in welche man ein feines Loch bohrt. Auch die Glaserdiamanten sind minderwertige Steine und zum Gravieren, Bohren von harten Gesteinschichten gehen sie ebenfalls an. Die in der Technik verwendeten Diamanten müssen sich durch Härte und Zähigkeit auszeichnen, während die Steine, welche die Schmuckindustrie verarbeitet, unbedingte Reinheit aufweisen müssen.

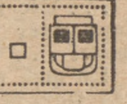


Bunte Chronik



* **Die Macht der Gewohnheit.** Der berühmte Königsberger Philosoph Kant hatte an sich selbst die Beobachtung gemacht, daß er nach ziemlich vollendeter Verdauung in den Abendstunden am schärfsten denken könne. So stellte er sich denn zu jener Zeit gewöhnlich mit verschränkten Armen und dampfender Pfeife in seiner Studierstube an den Ofen, die Augen unverwandt nach dem großen Knopfe eines Turmes gerichtet, den er aus seinem Fenster sehen konnte. In dieser Stellung und in jenen Stunden gab sich der Gelehrte seinen scharfsinnigen Betrachtungen und Untersuchungen hin, deren Ergebnis ihm mit Recht den Namen des „Königsberger Weisen" verschaffte und ihn unsterblich machte. Einst konnte Kant mehrere Abende hintereinander, so sehr er sich auch anstrengte, dennoch keinen zusammenhängenden Gedanken fassen. Er wurde unruhig, fand aber endlich die Ursache seiner ihm unbegreiflichen Zerstreutheit. Einer Reparatur halber war nämlich jener große Knopf vom Turme genommen worden, den vor Augen zu haben, er sich seit Jahren gewöhnt hatte, und er gestand sich selbst, daß er erst wieder ordentlich denken könne, nachdem der Turmknopf auf seine alte Stelle gesetzt worden war.

Lustige Rundschau



* **Schlecht gewählter Titel.** Kürzlich ist ein Buch herausgegeben worden: „Ratgeber für häßliche Damen." Der Verleger ist nur ein Exemplar losgeworden und das wurde gestohlen.

* **Kindliche Erläuterung.** Der kleine Karl wird gefragt, ob er wisse, was eine Braut sei. Nach kurzer Überlegung antwortet er: „Eine Braut ist eine Frau, die noch keinen Mann hat, aber schon einen weiß."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.